

Splitter

In Küchen sind oft Behälter aufgestellt, die mit Salz, Gewürze oder Mehl beschriftet sind. Diese Begriffe geben eine erste Auskunft über das Material, das jemanden erwartet, der es nicht selbst eingefüllt hat. Markus Lindner hat seinen Textbehälter mit „Splitter“ beschriftet, einem Ausdruck, der als Warnung vor Verletzung genauso gelesen werden kann wie als Hinweis auf die Entstehung. Da außer dem Hinweis, dass es sich um Prosa handelt, keinerlei Beipackzettel oder Klappentexte beigefügt sind, ist die Neugierde des Lesers umso heftiger angesprochen, woraus diese Splitter eigentlich bestehen. Und wie schaut das Ur-Material aus, aus dem sie heraus gemahlen oder geraspelt sind wie Rollsplitt?

Die 35 Texte geben sich äußerlich unauffällig und kommen im Kleid von Notizen, Kurzgeschichten oder Entwürfen daher. Aber allen gemeinsam ist, dass sie die Spitzen nach innen gerichtet haben. Während der Lektüre reißen die Splitter das glatte Bild auf, das im ersten oberflächlichen Scann entstanden ist. Nichts ist so, wie es zu erwarten wäre, nichts lässt sich zu Ende führen, wie man es geplant hätte. Die Helden werden oft von Therapien überschüttet, die falsch dosiert sind, andererseits sind sie von prekären Schicksalsschlägen geknuppelt, die auf längere Zeit unlösbar sind.

„Ein Fallwind vom Patscherkofel stürzt hinunter auf die Psychiatrie.“ (5) Im Innsbrucker Ambiente setzt der Föhn rund um den Hausberg allen Gemütern zu und drangsaliert in der Psychiatrie der nahen Stadt Hall jeweils die psychisch Schwächsten. In einem Alptraum reißt es der Patientin das Zeitgefüge auseinander, im Garten der Anstalt sind Skelette von Opfern aus der Nazizeit ausgegraben, eine Untersuchungskommission geht den Spuren nach, während schon Gedenksteine errichtet werden. Angelika bezieht diese Opfer auf sich und ihre Krankheit, sie sieht sich selbst in einem dieser Gräber liegen, während der Fallwind bleiern auf das Szenarium drückt. In Schüben setzt die Geschichte ein und verlangt Aufklärung. In Wolken freilich lösen sich die Gräber auf, die Kommission stellt keine Verbrechen fest, alle sind eines natürlichen Todes gestorben. Überschriften ist das ganze mit einer beinahe geographischen Coolness: Das Land im Westen.

„Gespenster“ (16) haben sich für ein paar Tage im Schloss eingemietet, das zu einem Bildungshotel umgebaut ist. Die Regierung tagt und plant frivole Sachen, während sie sich für die Presse im Klausur-Look präsentiert, die Limousinen im Schatten dösen und Security-Figuren unauffällig wie Gespenster bei Tageslicht agieren. Ein Ich-Erzähler registriert diese politische Operette und bricht die beschlossenen Gesetze herunter auf sein Leben, das weit draußen liegt von jeglicher Planbarkeit. Die vorgetragenen Statements wirken verzerrt, zwischen dem Beobachter und dem Beobachteten gibt es nichts Homogenes, die Inszenierung rauscht wie eine Fehlschaltung im Netz, die einzelnen Wörter ragen spitz daraus hervor. Der Text „Die Namenlosen“ (23) nimmt mit einem Umfang von vierzig Seiten und einem starken Fotoanteil einen Sonderplatz unter den Splintern ein, man könnte ihn wegen seiner inhaltlichen Dimension einen Menhir nennen, der spitz gegen Himmel ragt. Auf der Grundebene kommen Assoziationen und Notizen zum Vorschein, die vielleicht ein an Kunst interessierter Freund Helenas während eines Griechenlandaufenthalts erfährt. Ein Teil des Gemüts ist auf individuellem Tourismus aufgebaut, ein anderer greift durchaus die Sehnsüchte der Klassiker auf, wenn sie gerade das Land der Griechen mit der Seele suchen. Eine kunsttheoretische Komponente zeigt sich in einer fernen Würdigung von Peter Weiss' Ästhetik des Widerstands, wenn anhand des Pergamonfrieses die Geschichte der Gegenwart einer monumentalen Deutung zugeführt wird. Der notierende Erzähler wandelt zwischen diesen Ebenen und stößt dabei auf Zeichen des Prekariats, die zum Teil als Fotostrecke ausgewiesen sind. Die Brache der Vorstadt geht über in eine Schutthalde aus historischen Partikeln. Mit der Zeit stauen sich die Eindrücke zu großen Informationsblasen an, die dann als Nachrichtensendung aufplatzen und Bilder von Migration und Toten am Strand zeigen. Auf allen Ebenen spitzt sich die Wahrnehmung zu, bis Griechenland zu einer einzigen blutenden Weltwunde mutiert ist.

„Hafenmaterial“ (64) verwendet vielleicht die Bilder aus Griechenland, setzt sie aber in Bezug zu alpinem Material, wie es in Tirol allenthalben herumliegt. Einmal wird die Erzählweise der Splitter explizit dargestellt: „Das Material sondert sich einfach von den Gedankenströmen ab, bleibt liegen wie Felsbrocken in den Wiesen, nachdem sich der Gletscher/Ferner zurückgezogen hat. Ein mäanderndes Muster, das immer wieder durchbricht.“ (68)

„Schiffsfragment“ (69) spielt mit der Doppeldeutigkeit des Begriffs, einmal ist die Geschichte eines Schiffes unvollendet und lässt sich durchaus als Hintergrund für eine Wagner-Oper verwenden, andererseits liegt das Schiff fragmentiert als Strandgut auf diffusem Untergrund und steuert seiner Verrottung entgegen. Welche Grenzen müssen überschritten werden, dass man im Fragment nicht mehr erkennt, dass es ein Schiff gewesen ist?

In „Hypermarché“ ist im Sinne von Christo ein Hyper-Supermarkt mit jenem Plastik verhüllt, in das die Waren

verpackt sind. Jeder Supermarkt ist quasi eine Installation von eingeschweißten Überlebensmitteln. Während der Supermarkt mit Splintern der Globalisierung ausgelegt ist, treffen sich am anderen Ende der Weltherrschaft des Konsums Jugendliche „Am Innspitz“ (91). Dieser rare Ort ist für Pionierpflanzen und andere Lebewesen der Brache der ideale Überlebensort, denn er verschwindet wieder im nächste Hochwasser, ehe er kommerziell genutzt werden kann.

Pure Graphik gleicht einem Schütthaufen mit spitzen Wortteilen. Im Reduktionstext „_ing**“ ist ein Abenteuertext in die Brüche gegangen. Wie auf einem Stück ausgewaschenem Papier sind nur Bruchstücke zu sehen, das Auge liest in gewohnter Rasanzen darüber und greift sich einen individuellen Sinn aus der Materie. Je nachdem, welche Wortteile man wie ergänzt, entsteht eine Art Textfaden, den man nach Bedarf ausschmücken kann.

Den Abschluss bildet ein sogenannter „innerer See“, der eine Gliederung aufweist, die am ehesten an die Episoden einer Literaturgeschichte erinnert. Die Sequenzen Acker, Licht (das blaue Licht), Komet, Spätsommer, September, Nächste Ferne lassen an eine Mitschrift denken, die bei sporadischer Lektüre entstanden ist. Das Material könnte für eine ausstehende Prüfung gedacht sein oder für ein Stück, worin seltsame Buchtitel eine Rolle spielen. Wer unaufmerksam Spätsommer liest, assoziiert den Nachsommer von Adalbert Stifter, wer zufällig über das blaue Licht stolpert, ist sofort in Konrad Bayer und seinen Kopf des Vitus Bering verwickelt. Auch hier ist das Material wieder so scharf, dass er angelesene Blasen zum Bersten bringt.

Markus Lindners Splitter sind Untergrundliteratur im besten Sinne. Sie nisten sich im Regal unter anderen Büchern ein, die öffentlich vielleicht mehr Beachtung finden. Aber wer sich die Splitter ins Regal stellt, hat es mit einem Unruheherd zu tun, der die ganze Büchersammlung in Aufruhr bringt. Da muss man die Prosa einfach ab und zu in die Hand nehmen und es wirken lassen. Mit der Zeit merkt man, dass diese Sammlung eine Art wild gewordener Tiroler Heimatroman ist. Das alles passiert in der Tiefe des Bewusstseins, während droben das Land busy ist.

Markus Lindner: Splitter. Prosa.

Wien: edition fabrik.transit 2021. 239 Seiten. EUR 17,-. ISBN 978-3-9032671-1-4.

Markus Lindner, geb. 1970 in Schwaz, lebt in Wien.

Helmuth Schönauer 21/09/21